

Geschichte, Bedeutung und Kultur

Zur Interdisziplinarität der Historischen Semantik

Christian Geulen

Ernst Müller und Falko Schmieder (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Historische Semantik. Ein kritisches Kompendium. Berlin 2016: Suhrkamp Verlag, 1027 Seiten.

I. Prolog zur Interdisziplinarität der Kulturwissenschaft(en)

Seit der massiven Spezialisierung und Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört die Forderung nach Interdisziplinarität zu den am meisten wiederholten Rufen im humanistisch-akademischen Betrieb. Mal unter dem Label ›Sozialwissenschaften‹, mal unter dem der ›Kulturwissenschaften‹ haben sich seit der vorletzten Jahrhundertwende immer wieder Formen der interdisziplinären Kooperation entwickelt, von denen manche Paradigmenstatus erlangten. Seit dem Ende des Kalten Kriegs scheint sich das Label der ›Kulturwissenschaft(en)‹ durchgesetzt zu haben. Zunächst intendiert als kritische Abgrenzung zum sozialwissenschaftlichen Paradigma der 1960er und 70er Jahre, hat der Begriff ›Kulturwissenschaften‹ inzwischen fast den Rang der alten Bezeichnung ›Geisteswissenschaften‹ eingenommen und meint vor allem im öffentlichen Diskurs immer häufiger alle nicht-naturwissenschaftlichen Fächer. Zudem wird zunehmend auch der Singular ›Kulturwissenschaft‹ gebraucht, meist verbunden mit dem expliziten Anspruch, das Interdisziplinäre zu einem eigenen Fach zu machen.¹

Diese gegenwärtige Entwicklung unterscheidet sich von vorangegangenen Moden der Interdisziplinarität im 20. Jahrhundert vor allem dadurch, dass sie zu einer echten Auflösung der disziplinären Grenzen tendiert. War Interdisziplinarität früher ein Cross-Over bestimmter Fächer mit Blick auf bestimmte Themen und Probleme, für deren reflexive Aufarbeitung einzelne Disziplinen nicht mehr ausreichen schienen, hat die Paradigmen Diskussion seit den 1970er Jahren – zunächst in sozial- und dann in kulturwissenschaftlicher Form – dazu

¹ So hat sich vor zwei Jahren eine Kulturwissenschaftliche Gesellschaft als erster Dachverband gegründet (KWG, <https://kwgev.wordpress.com>).

geführt, dass sich das interdisziplinäre Feld zum einen weit ausdehnte und heute immer mehr Fächer und Ansätze umfasst und zum anderen sich seine disziplinären Binnengrenzen auflösen. Die Zahl der Einführungen, Theoriensammlungen, Handbücher und Kompendien zu »den« Kulturwissenschaften oder gar zu »der« Kulturwissenschaft nimmt jährlich zu, und auch institutionell lässt sich mit dem Aufgehen ehemals eigenständiger Fächer wie der Orientalistik, Skandinavistik oder auch der Kunstgeschichte in größeren kulturwissenschaftlichen Fakultäten eine Art expansiver Einschmelzungsvorgang beobachten.

Da disziplingebundenes Denken aber auch dort, wo dies der interdisziplinäre Anspruch ist, nicht einfach verschwindet, entsteht im Innern des sich ausdehnenden Felds der Kulturwissenschaft(en) ein Kampf um Deutungshoheit, den derzeit – gemessen an der disziplinären Herkunft der Mitglieder besonders erfolgreicher kulturwissenschaftlicher Forschungseinrichtungen – vor allem die Literaturwissenschaft dominiert. Mit der Dominanz einzelner Fächer geht aber keineswegs auch eine Dominanz ihrer eigentlichen Gegenstandsfelder einher. Vielmehr beschäftigen sich literaturwissenschaftlich ausgebildete Kulturwissenschaftler heute so selbstverständlich mit ökonomischen, sozialen oder geschichtlichen Themen wie es früher nur einzelne, besondere Autoren übergreifender Gesellschafts- und Kulturtheorien weit jenseits ihrer Herkunftsdisziplin taten. Und auch heute sind es vor allem einzelne Autoren und Werke aus diesem Forschungsfeld, die einen echten ›impact‹ entwickeln und fächerübergreifend wie öffentlich breit rezipiert werden.²

Wissenschaftspolitisch und wissenschaftstheoretisch betrachtet hat dieser Prozess einer expansiven Einschmelzung des ehemals vielfältigen geisteswissenschaftlichen Fächerkanons zu einer großen interdisziplinären Kulturwissenschaft aber auch eine höchst problematische Seite. Bei aller tatsächlichen Überlappung von Forschungsgebieten und Forschungspraktiken unterscheiden sich Disziplinen voneinander durch je eigene, relativ klar umschreibbare Gegenstandsfelder, durch je eigene Methoden und vor allem durch je eigene Fragestellungen und Interpretationsweisen. Der Sinn und Mehrwert interdisziplinärer Forschung kann daher weder in der Nivellierung dieser Differenzen noch in der bloßen Addition von Themen, Methoden und Fragen bestehen. Vielmehr bringt erst die Verschränkung und Kombination unterschiedlicher Perspektiven und Ansätze das ans Licht, was einem einzelnen disziplinären Blick notwendig verborgen bleibt: die Mehrdimensionalität der Wirklichkeiten, in denen wir leben.

Das aber setzt zwei Dinge voraus: zum einen die Bewahrung (und eben nicht die Einebnung) dessen, was die disziplinären Fragen und Hinsichten voneinander unterscheidet und bisweilen sogar in Widerspruch und Konflikt zueinander

² Ein aktuelles Beispiel sind etwa die Arbeiten des Literaturwissenschaftlers Joseph Vogl: *Das Gespenst des Kapitals*. Zürich 2010; ders.: *Der Souveränitätseffekt*. Zürich 2015.

bringt; und zum zweiten die Fokussierung interdisziplinärer Forschung auf *ein* Gegenstandsfeld. Eine Kulturwissenschaft, die interdisziplinär sein will, bevor sie weiß, *was* sie untersucht, kann es eigentlich nicht geben. Bezeichnenderweise ist das in den Naturwissenschaften sehr viel selbstverständlicher. Hier leben interdisziplinäre Forschungsprojekte von einer sehr klaren Aufgabenverteilung zwischen den Chemikern, Physikern, Biologen usw., die sich dann gemeinsam einem mehrdimensionalen Problemfeld, dem Klimawandel etwa oder der Nanotechnologie, widmen. Im Unterschied zu den Geistes-, Sozial- oder Kulturwissenschaften allerdings teilen sich die Naturwissenschaften auch eine übergreifende, quantifizierende Methodologie, eine mathematisierende Sprache und damit einen relativ einheitlichen Wissenschaftsbegriff – während in den Diskussionen um Geist, Gesellschaft und Kultur immer schon das Verständnis von Wissenschaft selber zur Disposition steht. Doch auch in den Naturwissenschaften ist Interdisziplinarität kein Selbstzweck und niemand würde hier über die Gründung eines eigenen Instituts oder gar Studiengangs »Naturwissenschaft(en)« nachdenken. Wo interdisziplinäre Zusammenarbeit institutionalisiert wird, steht hier immer ein Gegenstandsfeld im Zentrum, das die jeweilige Einrichtung oder auch den jeweiligen Studiengang definiert, im Innern aber weiterhin eine klare disziplinäre Arbeitsteilung aufweist.³

Ebenso wenig aber wie »Geist« oder »Natur«, ist die »Kultur« ein eigenes, irgendwie abgrenzbares Gegenstandsfeld. Und die Tatsache, dass in diesem Bereich jedes Fach seine eigene Methodologie und sein eigenes Wissenschaftsverständnis mitbringt, spricht nicht gegen, sondern umso mehr dafür, dass Interdisziplinarität auch und gerade hier nur gegenstandsbezogen und problemorientiert gedacht und umgesetzt werden kann. Denn sie bedeutet auch, dass sich jedes einzelne der geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächer in gewisser Weise bereits selber und für sich als Universalwissenschaft versteht, also so etwas wie eine Binnen-Interdisziplinarität mitbringt. So haben Fächer wie Geschichtswissenschaft und Soziologie zwar ein deutlich verschiedenes Methodenverständnis und stellen sehr unterschiedliche Fragen – doch das hindert weder Historiker daran, soziale Phänomene in ihren Fokus zu rücken, noch Soziologen daran, ihre gesellschaftstheoretischen Einsichten historisch zu entwickeln. In der Philosophie ist dieser implizite Universalanspruch allemal und in den Literatur- und Sprachwis-

³ Das wird etwa deutlich beim Blick auf die teils sehr erfolgreichen naturwissenschaftlichen Max-Planck-Institute in Deutschland. Die Zahl von geistes- und kulturwissenschaftlichen MPI ist demgegenüber sehr überschaubar und hat in den letzten Jahren bezeichnenderweise abgenommen. Anders sieht es auf der schulischen Ebene aus. Hier werden alle Fächergrenzen zunehmend abgeschliffen: Naturwissenschaft tritt an die Stelle von Chemie, Biologie und Physik ebenso wie Gesellschaftskunde o. ä. an die Stelle von Geschichte, Geographie und Politik. Das hat aber eher bildungspolitische als wissenschaftstheoretische Gründe und wird von nicht wenigen Wissenschaftlern aller Richtungen beklagt.

senschaften, in der Psychologie, in der Pädagogik oder auch in der Theologie und Religionswissenschaft in je eigener Weise präsent. Es ist gerade dieser Anspruch, die je eigene Fragestellung prinzipiell auf alles und aufs Ganze richten zu können, der die geisteswissenschaftlichen Fächer in ein fundamentales, aber auch höchst fruchtbares Konkurrenzverhältnis zueinander setzt – ganz im Gegensatz zur akkumulativen und additiven Wissensproduktion der Naturwissenschaften.

Das spiegelt sich auch in dem Umstand wider, dass die Erträge der geistes- und kulturwissenschaftlichen Forschung in direkterer Weise in der Öffentlichkeit präsentiert werden und – trotz aller Spezialisierung, trotz Kanon- und Jargonbildung – einen im Prinzip allgemeinbildenden Anspruch haben. Demgegenüber ist naturwissenschaftliches Wissen sehr deutlich in einen für Fachfremde gänzlich unverständlichen Spezial- und Arkandiskurs einerseits und einen zunehmend professionell organisierten Popularisierungsdiskurs andererseits aufgeteilt. Geistes- und kulturwissenschaftliche Werke aber, zumal wenn sie in publikumswirksamen Verlagen erscheinen, richten sich an eine breite, gebildete Öffentlichkeit, bleiben aber dennoch Wissenschaft im engeren Sinne.

Wir haben es bei den nicht-naturwissenschaftlichen Disziplinen also mit Fächern zu tun, die bis zu einem gewissen Grad und unter Anerkennung weniger der Grenzen als der Frageweisen der konkurrierenden Fächer, einen je eigenen Anspruch auf Universalklärung und Allgemeinbildung anmelden. Daher kommt es auch, dass es nur in diesen Fächern Theorie-Moden gibt, die sich, meist von einer Disziplin ausgehend, interdisziplinär ausbreiten, wie etwa die System- oder die Diskurstheorie, dann aber, nach einer euphorischen Phase der Paradigmenausrufung, schlicht in die Methodologien der einzelnen Disziplinen (wie entsteht auch immer) integriert werden. So lassen sich system- oder diskurstheoretische Argumentationsweisen heute in sämtlichen geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern finden – und zwar weitgehend unabhängig von jeder echten Exegese der Werke Luhmanns oder Foucaults.

Eben das hat fälschlicherweise die Idee befördert, dass die geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen eigentlich alle dasselbe behandeln, die gleiche Sprache sprechen und den gleichen Erkenntnisinteressen folgen. Dabei wird zunehmend vergessen, wie fundamental sich historisches, soziologisches oder philosophisches Denken und Forschen voneinander unterscheiden. Dass alle einen je eigenen Universal- und Allgemeinbildungsanspruch haben, und dass mal das eine, mal das andere Fach für eine Weile Leitdisziplin wird und übergreifende theoretische Paradigmen liefert, zeugt vom genauen Gegenteil eines gemeinsamen Erkenntnisinteresses oder einer gemeinsamen Fragestellung. Die wechselnden Theorie-Moden und das laufende Wildern in den Methoden und Perspektiven anderer Fächer bezeugen vielmehr das, was man die innere Transdisziplinarität jedes einzelnen geistes- und kulturwissenschaftlichen Faches nennen könnte: den Anspruch, im Prinzip alle anderen integrieren, mindestens aber »anwenden« zu

können. Eben deshalb sind Diskussionen etwa über den Nutzen und Nachteil soziologischer Theorien nur unter Historikern oder nur unter Philosophen sehr viel einfacher (und teils auch fruchtbarer), als wenn echte Soziologen mitreden. Dann nämlich treten jene fundamentalen Unterschiede in den Denk- und Frageweisen zu Tage, die beim bloßen Theorieimport für je eigene Zwecke keine Rolle spielen.

Heute tendieren viele Verfechter der Kulturwissenschaft(en) dazu, diese Transfer- und Import/Export-Bewegungen mit Interdisziplinarität zu verwechseln. Dabei sind sie (und waren immer schon) vor allem Ausdruck des transdisziplinären Anspruchs jedes einzelnen geistes- und kulturwissenschaftlichen Fachs, das *eigene* Fragen und Forschen durch fremddisziplinäre Perspektiven zu verbessern, die *eigenen* Erklärungs- und Verständnisleistungen mit Hilfe fachfremder Einsichten zu optimieren. Eine Kulturwissenschaft, die dies ignoriert und den allgemeinen Theorie- und Methodenexport seinerseits zu einer eigenen Methodologie erklärt, ohne diese auf ein konkretes Gegenstands- und Problemfeld zu richten, verschüttet unter dem richtungslosen Anspruch interdisziplinärer Innovation das, was den Sinn und Zweck der Interdisziplinarität ausmacht: die Mehrdimensionalität eines Phänomens durch die Kombination *verschiedener* Perspektiven freizulegen. Halt geben einer solchen Kulturwissenschaft dann nur noch periodische Theoriemoden oder aber eine gebannte Orientierung am tagespolitisch Aktuellen.

Allein dort, wo die zu untersuchenden Gegenstände und Themen eingegrenzt werden und relativ klar umschreibbar sind, kann jenseits des Modisch-Aktuellen der interdisziplinäre Blick deren Mehrdimensionalität überhaupt erkennen und in diesem Sinne induktiv ihre übergreifenden gesellschaftlichen, kulturellen oder auch politischen Dimensionen und Probleme entfalten. Dafür gibt es durchaus Beispiele. So hat sich etwa aus der thematisch zunächst recht eng umrissenen Wissenschaftsgeschichte in den letzten 25 Jahren ein interdisziplinäres und hochgradig innovatives Forschungsgebiet entwickelt, das aus diesem eigenen Feld heraus Ansätze einer übergreifenden historischen Epistemologie, Ontologie und Anthropologie des Wissens entworfen hat, die inzwischen von sämtlichen Kulturwissenschaften rezipiert werden.⁴

Ein anderes Beispiel ist das Feld der Historischen Semantik, das ebenfalls interdisziplinär ist, sich thematisch aber auf den zunächst recht engen Bereich der Begriffe und ihrer Bedeutungen konzentriert. Zu ihm liegt nun erstmalig in der stw-Reihe des Suhrkamp-Verlags ein von Ernst Müller und Falko Schmieder (beide am ZfL in Berlin) verfasstes Kompendium vor, das auf gut 1.000 Seiten die verschiedenen Traditionen und Ansätze der Historischen Semantik in geschicht-

⁴ Vgl. etwa Ian Hacking: *Historische Ontologie. Beiträge zur Philosophie und Geschichte des Wissens*. Zürich 2006; Michael Hagner (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*. Frankfurt a.M. 2001.

licher wie systematischer Form zusammenstellt und im Folgenden besprochen sein will.⁵

II. Begriffsgeschichte und Historische Semantik: Ein Kompendium

»Es mag inkonsequent erscheinen«, so schreiben Müller und Schmieder, Kritik vorausahnend, in ihrer Einleitung, »wenn ein Buch, das seinen Gegenstand erklärtermaßen interdisziplinär behandeln möchte, im historischen Teil disziplingeschichtlich vorgeht«. ⁶ Vor dem Hintergrund des eben Gesagten aber erscheint diese vermeintliche Inkonsequenz eher als eine wesentliche Stärke des Buches. Denn sie identifiziert Interdisziplinarität primär als eine Eigenschaft des Untersuchungsgegenstands und erst sekundär als eine Kollaboration verschiedener Fächer. Erst im disziplingeschichtlichen, also voneinander getrennten Durchgang von fünf Fachtraditionen, der philosophischen, der historiographischen, der sprachwissenschaftlichen, der wissenschaftstheoretischen und schließlich der kulturwissenschaftlichen, wird überhaupt erst deutlich, was ihr gemeinsamer Gegenstand ist, welche verschiedenen Dimensionen dieser aufweist und welche dieser Dimensionen Schnittmengen besitzen. Zudem garantiert diese scheinbare Inkonsequenz auch die Umsetzung des zweiten Anspruchs der Autoren, nämlich das Forschungsfeld der Historischen Semantik selber zu historisieren. Denn diese Forschung begann lange bevor Interdisziplinarität zum Leitstern moderner Wissenschaftlichkeit wurde (und bevor es diesen Begriff überhaupt gab), und die Geschichte dieses Forschungsfeldes ist vor allem eine Geschichte seiner Migration durch die Disziplinen.

Das wird bei der Lektüre des Bandes von Müller und Schmieder sehr deutlich. In einer geschickten, wenn auch Seiten verschlingenden Weise haben die Autoren eigentlich fünf Geschichten der Historischen Semantik vorgelegt, die sich zwar grob und mit vielen Überlappungen chronologisch aneinanderreihen, eigentlich aber fünf verschiedene Entwicklungen dessen zeigen, was Historische Semantik in der Moderne bedeuten kann. Die philosophische Geschichte reicht von G. W. F. Hegel bis Hans Blumenberg, die historiographische von Max Weber bis Quentin Skinner, die sprachwissenschaftliche von der klassischen Onomasiologie bis zur Diskurstheorie Dietrich Busses, die wissenschaftstheoretische von Gaston Bachelard bis Ian Hacking und die kulturwissenschaftliche schließlich von Sigmund Freud bis zur heutigen Medientheorie. Zusammengehalten werden diese fünf Geschichten durch drei systematisch in die einzelnen Großkapitel verwo-

⁵ Ernst Müller und Falko Schmieder: *Begriffsgeschichte und Historische Semantik. Ein kritisches Kompendium*. Berlin 2016.

⁶ Ebd. 28.

benen Perspektiven: auf die gegenseitige Rezeption, auf übergreifend wirksame Ausnahmegestalten und Grenzgänger sowie auf die historische Gesamtentwicklung. Den Abschluss bildet ein Sonderkapitel zu Großforschungsprojekten der Historischen Semantik, von den *Geschichtlichen Grundbegriffen* und dem *Historischen Wörterbuch der Philosophie* über das *Archiv für Begriffsgeschichte* bis zur *History of Political and Social Concepts Group*.

Mit Blick auf den gegenwärtigen Stand der Historischen Semantik legen die Autoren, auch vor dem Hintergrund früherer Arbeiten, besonderen Wert auf den interdisziplinären Brückenschlag der Geistes- und Humanwissenschaften zu den Natur- und Technikwissenschaften. Denn eine Bedeutungsgeschichte naturwissenschaftlich-technischer Begriffe ist kaum ohne die Mitsprache der entsprechenden Experten zu schreiben. Dabei stellen Müller und Schmieder allerdings zu Recht heraus, dass die Bedeutungsvielfalt und metaphorische Übertragbarkeit gerade naturwissenschaftlicher Begriffe umso mehr hervortritt, je enger und eindeutiger die fachwissenschaftlichen Definitionen und Terminologien gefasst werden. Die in diesen Definitionen und terminologischen Festlegungen gewissermaßen stillgestellte semantische Vielfalt bricht spätestens dann wieder auf, wenn die mit den entsprechenden Begriffen beschriebenen Befunde und Entdeckungen popularisiert werden. Das ist nur ein Beispiel, an dem deutlich wird, dass sich Historische Semantik heute nicht nur mit Spezialdiskursen und ausdifferenzierten Fachsprachen, sondern ebenso mit den selber interdisziplinären Forschungsfeldern der modernen Medien- und Populärkultur auseinandersetzen muss.

Eine ähnliche Erweiterung kündigt sich mit dem jüngst vermehrt formulierten Anspruch an, Begriffsgeschichte und Historische Semantik international und globalhistorisch zu betreiben. Insbesondere mit Blick auf die im 20. Jahrhundert rasant zunehmende Migration von Begriffen durch verschiedene Sprachen sind genaue Analysen der dabei stets stattfindenden Bedeutungstransformation dringend notwendig. Problematischer erscheint es dagegen, hier einen im engeren Sinne transnationalen Ansatz zu verfolgen und unter der Annahme feststehender Bedeutungen die Grundbegriffe eines scheinbar direkt übersetzbaren Globaldiskurses in den Blick zu nehmen. Auch wenn, etwa im Bereich der internationalen Diplomatie, solche übersetzbaren und semantisch gleichsam zu Formeln geronnenen Begriffe eine wichtige Rolle spielen, ist es gerade ihre diplomatische Funktion, die ihren Bedeutungsgehalt massiv einschränkt: Auch in der Politik ist Verständigung noch lange nicht Verständnis.

Solche und weitere Grundlagenprobleme des Forschungsfelds der Historischen Semantik, wie sie sich heute auftun, finden sich bei Müller und Schmieder besonders in den letzten Kapiteln in aller Ausführlichkeit beschrieben und erörtert. Allein für die harte Arbeit, die in einer solchen Gesamt- und Verflechtungsgeschichte steckt, muss man die Autoren bewundern und ihnen dankbar sein. Zudem ist das Werk so geschrieben, dass man die 1.000 Seiten, wenn man sich

denn die Zeit nimmt, durchaus von vorne bis hinten durchlesen kann. Die dabei unvermeidlichen Redundanzen helfen bei dieser Länge eher der Orientierung als dass sie stören. Genauso gut aber lässt sich das Buch mit Hilfe des detaillierten Inhaltsverzeichnisses sowie des Personen- und Sachregisters auch wie ein echtes Kompendium benutzen und der Leser wird rasch auf die Zusammenhänge geführt, die ihn interessieren.

Bisweilen tauchen Widersprüche in der Bewertung und Einordnung einzelner Ansätze auf, doch ist das wohl vor allem der Ko-Autorschaft zweier Autoren geschuldet, die je eigene Ansichten haben. Eindeutige Bewertungen wird der Leser sogar eher vermissen, da die Autoren ihre eigenen Motive fast durchgängig hinter den Meinungen anderer verbergen. Zu einem Großteil setzt sich der Band aus der sorgfältig komponierten Diskussion der alten Meister und aktueller Kommentatoren zusammen, während sich die Positionen der Autoren meist nur in bestimmten Formulierungen andeuten. Nun sollen bei einem Kompendium auch nicht steile Thesen im Vordergrund stehen, doch verspricht der Titel ein »kritisches« Kompendium – und das muss nach der Lektüre dann doch als nicht wirklich eingelöst bezeichnet werden.

An die Stelle einer kritischen Bewertung tritt dafür aber die Herausarbeitung von Verweisungszusammenhängen, die das Feld der Historischen Semantik in seiner eigenen geschichtlichen Entfaltung erschließen. Ein besonders interessantes Beispiel dafür sind die Relationen zwischen der ersten und der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Denn hier zeigt sich in konkreter, sowohl inhaltlich-ideengeschichtlicher als auch in systematisch-theoretischer Hinsicht, die Stärke des Ansatzes, zunächst die disziplinären Grenzen und Unterschiede im Blick zu behalten, um dann das intellektuelle und ideengeschichtliche Beziehungsgeflecht überhaupt erst sichtbar machen zu können. Da trotz der grob chronologischen Reihenfolge jedes disziplinengeschichtliche Großkapitel auch die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts berücksichtigt, lassen sich beim Lesen Linien nachzeichnen, die quer durchs 20. Jahrhundert, mit und gegen die Zeit von Nietzsche über Cassirer zu Blumenberg und von Koselleck über Schmitt und Benjamin wieder zu Nietzsche führen, wobei zusätzlich noch deutlich wird, wie Freud, Arendt oder Foucault in dieses Bezugsnetz verwoben sind. Wichtiger aber als die Namen ist dabei die Vernetzung der verschiedenen Inhalte, Fragestellungen und Perspektiven, die den Leser auf die selber durchaus anregende Frage bringt, ob hier tatsächlich bislang verborgene Rezeptionen oder neue, überraschende Wahlverwandtschaften oder aber doch eher Verknüpfungen deutlich werden, die erst von den beiden Autoren geleistet wurden.

Spannend und anregend bleiben diese Korrespondenzen aber in jeder Variante und das um so mehr, als es Müller und Schmieder gelingt, auch die jüngeren und jüngsten Debatten in diesen breiten Verweisungskontext zu stellen. Zudem wird in historischer Perspektive deutlich, dass die Geschichte der Reflexion über den

Zusammenhang von Sprache und Geschichte, keineswegs die politische Ereignisgeschichte (inklusive der Rolle, welche die Sprache jeweils in ihr spielte) einfach nur spiegelt. Vielmehr stellt sich immer wieder heraus, dass die Historische Semantik, auch und gerade mit Blick auf ihre eigene geschichtliche Entwicklung, die Prozesse, Strukturen und Selbstverständnisse, mit denen wir das eben erst vergangene 20. Jahrhundert zu begreifen suchen, unterläuft und auf eine andere, tiefere, sich nicht an die üblichen Zäsuren haltende Geschichte der Deutungen und Bedeutungen verweist.

So überzeugend das von Müller und Schmieder herausgearbeitet wird, so oft fragt sich der Leser zugleich, ob er es mit echten Befunden oder doch mit einer sorgfältigen Komposition der beiden Autoren zu tun hat. Will man den geheimen Plan des Buches entschlüsseln, lohnt es sich, auf jene Meister zu achten, die am häufigsten genannt werden und die verschiedenen Kapitel des Buches sowie die Disziplinen und Epochen der Historischen Semantik verknüpfen und zusammenhalten. Mit Abstand an erster Stelle (und zu Recht) steht hier Reinhart Koselleck, den Müller und Schmieder glücklicherweise nicht auf das Großprojekt der *Geschichtlichen Grundbegriffe* reduzieren, sondern inklusive seiner historiographischen, geschichtstheoretischen, anthropologischen und politisch-philosophischen Arbeiten vorstellen. Zudem werden fast sämtliche anderen Ansätze der Historischen Semantik in der einen oder anderen Weise zum Werk Kosellecks in Beziehung gesetzt, teils weil dieser schlicht eine sehr breite Rezeption erfahren hat und weiterhin erfährt, teils aber auch in Form interessanter Querbezüge, die erst von den Autoren aufgedeckt werden. In jedem Fall bilden die Arbeiten Kosellecks eines der wichtigeren Gravitationszentren des gesamten Forschungsfelds und das nicht trotz, sondern weil sie in vielen Aspekten an die begriffsgeschichtlichen Diskussionen der 1920er und 1930er Jahre anknüpfen. Dabei betonen Müller und Schmieder mehrfach das national-konservative bis NS-affine Milieu, dem sich Koselleck lange besonders verpflichtet fühlte, zeigen aber ebenso, wie weit sich seine eigenen Reflexionen und Leistungen, zumal seit den 1960er Jahren, davon emanzipierten.

Der am zweithäufigsten genannte Name ist Hans Blumenberg, gefolgt von Michel Foucault und Hans-Georg Gadamer. Mit Ausnahme Gadamers scheint Koselleck weder Foucault noch Blumenberg besonders intensiv rezipiert zu haben. Umso deutlicher aber wird in Müllers und Schmieders Darstellung das geheime Gespräch zwischen der Begriffsgeschichte, der Metaphorologie und der Diskurstheorie – ein Gespräch, an dem sich letztlich auch Karl Marx, Friedrich Nietzsche, Ludwig Fleck, Martin Heidegger, Walter Benjamin, George Canguilhem, Erich Rothacker, Joachim Ritter, Hans-Ulrich Gumbrecht, Ralf Konersmann und viele weitere beteiligen. Dabei wollen Müller und Schmieder weniger die tatsächlichen Rezeptions- und Einflusswege nachweisen – eben diesen klassischen Zugriff auf das komplexe Feld vermeiden sie eher. Vielmehr bringt ihr mehrfacher Gang

durch die disziplinären Traditionen der Historischen Semantik die genannten Denker und Ansätze eher künstlich in ein überzeitliches Gespräch, das die Autoren sachte dirigieren, ohne es aber der eigenen Interpretation zu unterwerfen. Diese Kombination bewusster Zurücknahme der eigenen Deutung mit einer scheinbar streng disziplinären Gliederung setzt die behandelten Positionen erst frei für ein metahistorisches Crossover über 150 Jahre Bedeutungsreflexion und Bedeutungsgeschichte. Den Leser lädt dieses Verfahren in jedem Kapitel ein, eigene Kombinationen von zuvor nicht zusammen Gedachtem auszuprobieren, die von Müller und Schmieder vorgeschlagenen Verweisungszusammenhänge kritisch zu überprüfen oder aber weiterzudenken. Vor allem aber ist es den Autoren auf diese Weise gelungen, die Historische Semantik als ein weit in die Selbstreflexionsgeschichte der Moderne zurückreichendes, genuin interdisziplinäres, aber selbständiges und innovationsträchtiges Forschungsfeld zu präsentieren. Mehr noch: Ihre eigentliche Leistung besteht darin, im scheinbar trockenen und nahe liegenden disziplinengeschichtlichen Zugriff genau das herauszustellen, was den Gegenstand dieses Forschungsfeldes allererst zu einem sinnvollen Objekt interdisziplinärer Ansätze macht, nämlich die Mehrdimensionalität der Sprache, ihrer Begriffe und Bedeutungen. Denn nicht die Tatsache, dass so viele Disziplinen Historische Semantik betreiben, macht diese interdisziplinär, sondern erst die Komplexität dessen, *was* sie untersucht, begründet und legitimiert den interdisziplinären Zugang.

Nach diesem Kompendium kann jedenfalls keine Disziplin mehr behaupten, sie repräsentiere die eigentliche und wahre Historische Semantik. Und genau deshalb ist diese jetzt als ein eigenes, interdisziplinäres Forschungsfeld gesetzt und begründet. In diesem Sinne kann und sollte Müllers und Schmieders Kompendium weniger als Bilanz denn als Ausgangspunkt einer transdisziplinären Grundlagenforschung zur Herkunft und Bedeutungsgeschichte der Formen, Motive und Begriffe unserer Selbstbeschreibung betrachtet werden. Denn aus welcher Herkunftsdisziplin auch immer man seine eigenen historisch-semantischen Untersuchungen beginnt, man betritt ein schon längst und schon lange interdisziplinäres Problemfeld, dessen Konturen und innere Verweisungszusammenhänge bei Müller und Schmieder nun nachlesbar sind. Statt also immer wieder aufs Neue den Kampf um Deutungshoheit und Letztbestimmung dessen zu beginnen, was vermeintlich wahre Interdisziplinarität sei und Historische Semantik eigentlich soll, kann sich auch eine monodisziplinär begründete Fragestellung in diesem interdisziplinären Feld als ein Beitrag zu seiner Ergänzung, Erweiterung oder Veränderung positionieren. Nicht die Addition und Summierung von Hinsichten erzeugt interdisziplinäre Einsichten, sondern – eben das lehrt das Kompendium – die Kreuzung und Verschränkung verschiedener Perspektiven auf *ein* komplexes Gegenstandsfeld. Interdisziplinarität verschwindet, wollte man sie selber als *eine* Perspektive in Anschlag bringen.